



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 48.

Samstag, den 26. November 1916.

Erscheint wöchentlich.

Der Erzengel.

Erzählung von V. A. Tschoi.
Deutsch von Marie Behmering.

(Nachdruck verboten.)

Am Ufer des Meeres lebte außerhalb der Stadt ein Fischer mit seiner Frau. Er mußte zum Rang aufs Meer. Ein heftiger Sturm trieb die Wogen über sein Boot, und der Fischer erkrankte.
„Gott, der Herr, viel einen Erzengel herab und sagte ihm: Geh, hole mir die Seele des toten Mannes herauf und bringe mir auch die Seele seiner Frau, die du in der Hütte am Ausgang der Stadt finden wirst.“

Der Erzengel flog übers Meer, nahm die Seele des erkrankten Mannes und schickte sie zu Gott. Dann begab sich der Erzengel nach der Hütte. Dort lag die Frau auf dem Bett, und an ihre Brust schmiegt sich zwei kleine Mädchen, denen sie gerade das Leben gegeben hatte. Die arme Frau schrie und betete: „Herr, du mein Vater, laß mich die verlassenen Waisen nähren und sie auf die Füße stellen, erbarme dich ihrer!“
Der Erzengel, der am Kopfende des Bettes stand, schaute die Weisungen an, ging hinaus, erhob sich in den Himmel und sprach dann zu Gott: „Die Seele des Mannes habe ich aus seinem Körper herausgeholt, als seine Frau, die Waisen, aber um Gnade hat wegen der verworfenen Säuglinge konnte ich ihr die Seele nicht entreißen.“

„Ohne Vater und Mutter kann man leben, aber nicht ohne die Gnade Gottes; geh und hole die Seele der Waisen.“
Der Engel tat, wie ihm geheißen. Die Frau wurde schwächer, vermochte kaum noch die Säuglinge zu halten und betete fortgesetzt: „Nimm mir nicht die Seele, habe Mitleid mit den Kleinen!“ Meidend nahm der Engel ihre Seele und ließ sie zu Gott aufsteigen. Als er die Hütte verlassen hatte, leuchtete er und schickte sich an, in den Himmel zu fliegen. Aber er konnte nicht fliegen, seine Flügel sanken sich, und er schlugte über sein Vergehen, Gott nicht gleich gehorcht zu haben.

In demselben Orte lebte auch ein alter Schuster mit seiner Frau. Kaum hatte der Alte vernommen, daß der Fischer auf dem Meere erkrankt war und daß seine Frau Zwillinge geboren hatte, so sagte sie zu ihrem Manne:
„Die armen Waisenkinder! Komm, wir wollen sie beschützen, vor der Elenden nicht gekent, an den will auch Gott nicht denken.“ Die beiden Alten besahen sich nach der Hütte. Die Frau trat ein, der Mann blieb auf der Straße. Er hörte jemand in der Nähe weinen und sah sich um, wer es wohl sein könnte. Da kam vom Hofe her ein Jüngling, der ganz nackt war und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte, durch die die Tränen flossen.
„Wer bist du, Jüngling, und warum weinst du?“
„Gott hat mich gestraft — und ich muß weinen.“
Der Alte fand Gefallen an dem schönen Jüngling. Er behielt ihn und sprach die tröstlichen Worte: „Gott hat gestraft, Gott wird auch wieder vergeben, komm zu mir.“ Der Jüngling fiel zur Erde. In einem Winkel lag zurückliegend, nahm der Alte seinen Kettel ab, seine Strümpfe, reichte sie dann dem Jüngling hin und sprach: „Ein Mensch bist du dem andern. Hier laß du etwas, um deine Füße zu bedecken. Gott wird es mir und meiner Alten lohnen. Erst will ich dich noch füttern und dann dich ausfragen. Der Jüngling beugte sich tief vor dem Alten, legte die Füße an, die ihm ganz genau paßten und ging mit seinem Wollkittel die Straße herunter. Inzwischen kam auch die Alte aus der Hütte heraus. Sie sah den schönen Jüngling im Kittel des Mannes und wogte nicht zu fragen, wer er sei. So gingen alle drei nach Hause. Unterwegs erzählte die Alte, daß die Fischersfrau geboren war und daß die Waisen sich der verworfenen Säuglinge angenommen haben.

Der Gast bekam in der Hütte des Schusters ein Abendessen und eine Lagerstätte, die er bald aufsuchte. Die Alte machte ihrem Manne Vorwürfe, aber nicht etwa, weil er einen Fremden ins Haus gebracht hatte, sondern weil er ihm sein neues Hemd gegeben hatte, während doch eins von dem alten dafür verwendet werden könnte!
Am folgenden Morgen fragte der Alte den Gast: „Wie heißt du... und kannst du Schuhe verschneiden und nähen?“
„Michal heißt ich; genäh habe ich noch nicht, aber ich lerne es wohl, wenn es mir gezeigt wird...“ war die Antwort.

Der Alte gab ihm Arbeit, unterließ ihn und bestielt ihn als Gesellen. Michal dankte dieses Gut dadurch, daß er alles sehr schnell erlernte, immer zurecht und fleißig war. Am Sonntag ging er zum Gottesdienst, und wenn er heimkam, sah er ganz still da. So lebte er zehn Jahre lang bei dem Schuster, als er eines Tages durchs Fenster schauend die beim Bild einer reichen Witwe, die zwei kleine Mädchen, die sich sehr ähnlich sahen, an den Händen führte. In demselben Tage kam auch ein Herr und bestellte Stiefel, indem er sagte:
„Mache mir die Stiefel so fest, daß sie ein Jahr halten, ohne zu zerreißen und die Horn zu verlieren. Es kommt mir nicht auf den Preis an, und wenn ich nach einem Jahr zufrieden bin, so bestammst du einen weiteren Auftrag.“

Der Meister wandte sich an Michal und schickte ihm ein „Mache nur recht fest, Michal, sieh zu, daß der Herr mit uns zufrieden ist.“
Michal nickte mit dem Kopfe, lächelte und sagte nichts. Der Schuster schickte das Leder zu, wie es für seine Stiefelstiefel gehörte. Michal legte das Material aber ganz anders zusammen und nähte es nur mit einer Naht zusammen, die für einen Leuten. Ein Diener von dem Herrn kam und sprach:

„Die Stiefel sind wohl schon fertig, die mein Herr bestellte, aber er ist schon gestorben und wir brauchen nur Totenstiefel.“ Michal stand auf und reichte ihm die Totenstiefel hin.

Der Alte wurde nachdenklich und sagte beim Schlafengehen zu seiner Frau: „Weißt du, Michal ist kein gewöhnlicher Mensch. Jetzt lebt er schon zehn Jahre bei uns, wir haben nur Gutes von ihm gehört, und jetzt hat er sogar den Tod eines vornehmen Herrn erraten. Wir sind alte Leute, wollen wir ihn als Sohn annehmen und ihm alles, was wir haben, dazwischen überlassen?“

„Das hat er verdient“, erwiderte die Alte.
Michal lag in seiner Ede und lächelte. Der Alte ging am nächsten Sonntag mit ihm zum Gottesdienst und sagte: „Du hast Gutes von uns gehabt, wir aber noch mehr von dir, wir haben dich geliebt, dich als Sohn angenommen, und nun erzähle mir, was Stämmes du bist.“

„Vielen Dank, Großväterchen, für alle deine guten Worte“, erwiderte Michal, ohne weiter etwas zu antworten. So wie sie in der Kirche angelangt waren, stellte sich der Alte in der Vorhalle auf, Michal aber ging zu dem Sängerkor und sang so laut und herrlich, daß seine Stimme die Kirche erfüllte, die Wände glitzerten und die Leute so ergriff, daß sie in die Knie sanken. Die Kuppel des Gotteshauses schrakte sich, und als beseligter Erzengel erhob sich Michal in den Himmel.

Der Alte schief in dieser Nacht fest und träumte von Michal. „Bist du es, Michal?“ fragte er ihn und bekam die Antwort: „Ja, Großväterchen, ich bin ein Engel. Gott hatte mich nach einer Seele geschickt und gesagt, man solle ohne Vater und Mutter leben, aber nicht ohne die Gnade Gottes. Ich glaubte ihm nicht und bedauerte die Waisen, die der Mutter beraubt werden sollten. So wurde ich so krank und blieb zehn Jahre auf der Erde. Besser als bei

Der letzte Gruß.

Schlaf wohl! Schlaf wohl! du teurer Vater!
Dein Lagerort ist schon vollbracht.
Du bist vom Erdenball geschieden
In diesem Leben, diesem Frieden,
Viel früher, als wir uns getadelt.

Schlaf wohl! Schlaf wohl! du teurer Vater!
Verklärtes liches Angesicht!
Ob wir auch deinen Leib vermissen,
Du lebst in unserm Angehens,
Der Tod trennt unsrer Freundschaft nicht.

Schlaf wohl! Schlaf wohl! du teurer Vater!
Nur aus von allem Erdenball!
Du sehest in unserm Liebeshunde,
Du, Vater, sei zur Trauerluide
Als Liebesgriß dies Lied geweiht.

Paul Schaefer.

Der Mutter wachsen die Rollen auf, wie ich sah, und Gott hat mir verziehen, und ich wurde wieder ein Engel. Dieser erriet ich, daß der Herr werden würde, der die festen Stiefel bestellte. In demselben Tage, als ich der Himmel mit wieder öffnete, wolle ich zu mich in meinem Sohne machen. Kurze nie gegen Gott, werde an seinen andern Göttern und lege meine Hoffnung nicht auf den Reichthum. Lebe mit Gott, und mit Gott wird du sterben!“

Nomadenblut.

Von dem Nordpolarfahrer Knud Rasmussen.
Uebersetzt von Julia Koppel.

Die Frauen der Weisung haben ein Gesangslied. Die alte Kulupal hatte ganz eingeladen, sie war von Hans zu Haus gegangen und hatte die Hände zusammengehoben. Schließlich war ihre Hütte so überfüllt, daß die beiden Frauen, die in der Mitte standen und sangen, kaum für die Körperverdrängungen Platz hatten, mit denen sie ihre Lieber begleiteten.

Kulupal war die Helferin, aber auch die Kermis des Ortes. Ihr Haus war das kleinste, und auf ihrem Fleißgeschell lagen keine reellen Tugenden, sondern nur Anochen und kleine Sticks, Geben von anderen und Reichthum. Aber Kulupal hatte auch u r zum Gejange eingeladen, das Gelage mochten andere hinterher geben. Denn es war zur Zeit der großen Gelage in der ersten Lichtzeit des grauenenden Frühling, der Tag wachend hatte eben begonnen, und es war eine Fremde, sich zu Maßzeiten zu vernehmen, die aus ihrem Fleiß bestanden.

Kulupal hörte die alten Gesellenlieder und Trommelgesänge des Stammes, die ohne Worte alles das enthielten, was man nicht sagen, sondern nur durch Gesänge und verführerische Töne anrufen lassen kann. Obgleich sie aber die beste und eifrigste unter den Frauenlängern war, machte sie nie den Anfang, sondern wartete auf den Augenblick, wo die Jünger für die Esthase, die das Ziel dieser Reize ist, empfindlich

war. Als ich mich in ihr Haus hineinbrachte, war der Gesang bereits einige Stunden im Gange gewesen, und man merkte den warmen, lebendigen Stimmen an, daß die Stimmung im Stiegen begriffen war.

„Ja — ja — ja — ja — ja!“
Zwei junge Frauen, die gerade Vorbereitungen waren, saßen in dem Dampf der wachenden Menschen. Ihre aufgeschwungenen Haare wählten ihnen über die nachten Oberkörper, sie wogten sich in den Stützen und schmeckten mit hellgelbem Lächeln die Stützen heraus, hielten von den Tönen kleiner Darmfahrlinien begleitet, die eine eigene Stimmung über die Freude gossen. Der Chor war gedämpft und diskret, aber von einer einflussreichen, hinreichenden Kraft; der helle Abstand der Frauen und der brummen der Männer gaben ineinander und schlugen ein wie ein fernes, unterirdisches Gesang entgegen, der die Hören und wachenden Töne der wachenden Natur, die uns umgibt, angenommen hatte: die Eisberge und das Meer, die schwarze Dunkelheit des Winters und die stehende Sterne des Himmels. Und weil der Gesang von Gemütern vorgetragen wurde, wie ich ganz hingab, paßte er. So waren Töne, die ohne Worte redeten, dazu durch die wachenden Stimmen wurde man gleichsam das Leben hier oben in Angst und hohen Höhen, aber in Mut und freudiger Lebensfreude jaßeln.

„Ja — ja — ja — ja — ja!“
Jeder Satz in der letzten, stehenden Sprache war besetzt. In der Mitte hatten die Frauen, Körper an Körper, halb entkleidet, und langsam der Wärme drängen sich die Männer, halb entkleidet auf dem Boden liegen. Werah, wo sie ein Lächeln fanden. So herrschte eine erstickende Hitze. Die Laternen, die in der dicken, schwarzen Luft kaum zu sehen waren, hatten nur ganz kleine flackernde Flammen, die unruhliche Schatten über die Versammlung warfen.

„Wahrlich was nicht, daß man sich zwischen beiden, über dem Göttern des Stammes der Wächterinnen verlor, geschlecht, so seltsam sah es hier im Halbdunkel aus. Kinder, die zu klein waren, um allein zu Haus zu bleiben, hatte man mitgenommen; einige wurden von ihren Angehörigen gehalten, andere jedoch in den Händen von anderen leben und leben zu. Während sie an großen Stücken von rotem Fleisch saßen.“

So lebte die alte Kulupal, die ihre Gelangnisse zu feiern. Als die Stimmung nun im Stiegen begriffen war, sprang sie hoch in die Höhe, um vorzutreten. Ganz still waren es zwei Frauen, die ihre Lieber ganzseitig kennnt und zusammen saßen. Denn hier oben hat jeder seine eigenen Lieber, seine merkwürdigen Weisheiten, die in einer Stimmung geboren wurden; Kulupal aber war so alt, daß sie keine Gleichartigen mehr hatte und allein singen mußte.
„Wie hoch ich so erregt habe die Aufmerksamkeit eines alten Nomaden geföhren sie zu jenem Mann, als ich zum erstenmal Kulupal liegen hörte und sangen!“

„Sie hatte schon Angst des Alter erreicht, was man sich sonst als verdammt übersehen zur Ruhe legt, ihr Auge behand nur noch aus dem eleganten Hosen einer spanischen Fülle, und ihre Augen, die so viel Gutes und Götternes gesehen hatten, waren fast und langsam geworden. Ihr Körper war durch die schwere Arbeit vieler Jahre zusammengekrümmt und die Hände, welche die Trommel schlugen, ergriffen einbringlich von einem Leben, das nicht in Mühseligkeit verbracht war.“

In dem Augenblicke aber, wo die Kulupal zu einem brennen und ihre Stimme das erwartungslos Schwere brach, was es als ein Feuer durch ihre schwarzen Stiefel drante. Das alte Rasmussen ließ sich nach hinten, und sie trat voran, ihre Hochgefühlchen von ihrer Stimme selbst ergriffen und mit eigenartig hervorzuheben und wider Kraft von ihren Lippen brachen, das war die die Anstößlingsgeführen, die sie zusammengekauert hatte, mit sich.

Der Chor um sie herum schloß wie Feuer, das angezündet wird. Frauen und Männer folgten wie kopfschüttelnd der Wahl ihrer Töne, und bald waren alle, die unter ihren Willen sangen, wie Gezeiten, die von den angeschlagenen und überströmten wurden. Sie war nicht mehr das alte korpulente Weib, ihr Körper war wie vermanbelt; gelähmt, wie eine Jungfrau, wandte sie sich in schweben, schwebend um den Gesangs, indem sie ihre angeordnete Willigkeit allen mittheilte, die sie unter ihre Stimme sang.

Dango sang sie, die noch sang, wie eine gelähmte Sängerin, die mit der Verwirrung Schritt hielt. Es war, als ob sie Kraft aus der Erinnerung an die fernern Zeiten schöpfte, wo sie mit jungen, geschmeidigen Körpern, in ihr unerschütterliches Herz gestift, den ganzen Stamm in ihrem zu haben vermochte, bis der Tag gienge. Möglichst aber, als sie gerade aus der Stimm ihres Gesanges zu stehen schien, brach sie ab und taumelte zu ihrem Lieber zurück. Die Jünger saßen ganz still da, nur einige Alte, die ihre Stimmen im Chor überanstrengt hatten, rauspernten sich neugierig. Nach Kulupal machte keine mehr sangen, und nach und nach klappten die schwächlichen Gesänge sich durch den niedrigen Hauseingang hinaus, um sich in der trockenen Nacht zu lösen.

So war die alte Kulupal.
„Ich war die alte und so weit hergekommen, was aus von ihrem merkwürdigen Leben erzählen zu lassen. Nach dem Gesangslied war sie wieder die eingeschümpfte und weisheitliche Alte geworden, die auf ihrer Kränze, vor der Lampe, mit untergeschlagenen Beinen saß. Verdrängte Werten und Kennzeichen, die auf ihrem Lager lagen, ergriffen davon, daß hier ihr Haus sein Lager mehr war, das frische Leute zum Herd drachte. Sie war zum stiermalen Witwe und einlam in Stamm. Ich hatte Ruffe mitgebracht, und am die schwere Schwärzigkeit zu verjagen, die tracht dem Dampf der Gesangslied folgt, setzte ich den Beil über die Tranflamme und brante uns einen erstgenen

Vertical text on the left margin containing various numbers and small text fragments.

Vertical text on the left margin containing various numbers and small text fragments.

Den Trank. Der starke Kaffee hat seine Wirkung, es dauerte nicht lange, bis wir mitten in ihren bunter Erinnerung waren.

Doch möchte es zu weit führen, wollte ich hier ihr Leben aufrollen; allein ihre Ehen würden ja Einführungen zu ungewöhnlichen Erlebnissen sein! Ich will mich damit begnügen, eine einzelne Episode zu wählen, die davon zeugt, was arktische Gesinnungen bisweilen durchmachen müssen, einen Abschnitt aus den Wanderjahren einer alter Frau, der von einer Abgärtlichkeit erzählt, die nur noch entschwindenden Zeiten angehört.

In einem Winter verzurückte ein Mißling bei Glac eine Katalipatte, die mehreren Menschen das Leben kostete. Es war in dem Jahr, als „das große weiße Schiff“, wie Friedrich Ranfens „Jahrbuch“ genannt wurde, die Ansiedlung antrieb, also im Jahre 1888.

Die Fleischwörter gingen zu Ende, und als der Januar mit seinem schwachen, erweichenden Dicht kam, beschloßen mehrere Familien, sich aufzumachen und südwärts zu anderen Ansiedlungen zu ziehen, wo sie Hilfe zu finden hofften. Wie die Reize antraten, waren sie aber bereits so enträftelt, daß sie nur in ganz kleinen Tagereisen südwärts ziehen konnten, und weil sie keinen Speck für die Lampen hatten, mußten sie sich mit kalten Schneebällen begnügen, wo sie hungerten und froren. Am schlimmsten aber war der Durst. Darum verließ man darauf, Schnee in Wasserleise zu tun und diese auf den nackten Leib zu legen; wenn dann der Schnee naß wurde, feuchtete man die trocknen Rippen damit.

Als sie den Gletscher bei Kap Alexander erreicht hatten, waren ihre Kräfte indessen erschöpft, und da bauten sie die Schneebänke, in denen je anderhalb Monate ums Leben kämpften, bis ein Zufall die wenigen Ueberlebenden rettete.

Nach jezt kann Katalipat erfassener, wenn sie an die fürchterliche Zeit zurückdenkt.

Es war, als ob man jeden Tag ein kleines Stück führte. Wir rechneten nicht mit Tag und Nacht, sondern schloßen und machten, wie es gerade traf. Wir meinten, daß Jahre in der Schneeföhle vergingen, wo alles Gefühl der Wärme wegen ausgeglichen war. Hin und wieder fragte eines von uns, ob die anderen noch lebten, und dann wurde mit mattem Stimmton jezt herum aus dem Dunkel geantwortet.

Durchsicht über der alte Dumangapit und wurde in den Schnee vor die Hütte getragen. Dem folgte Merquias junger Sohn; er fiel eines Tages in der Hütte um und blieb dort liegen. Mehrere Tage mußten wir über seine Leiche hinweggehen, wenn wir hinaus wollten, denn wir wurden so gleichgültig und schauten jezt Arbeit, die die geringste Mühe erforderte. Schließlich ermannte mein Sohn Quanaag sich und schlepte die Toten zu dem hinaus, der bereits draußen in Schnee lag.

Quanaag war der einzige, der noch Kraft hatte, hinauszuweichen, um das bisherige Nahrung herbeizuführen, das uns am Leben erhielt. Er legte Ohnede und bekam hin und wieder einen Heiser, den ich in kleine Stücke schnitt und verteilte. In der Hütte war es so kalt, daß das Fleisch, was wir nicht sofort aßen, zu Eis erstarrte. Uns fror jezt, weil wir keinen Speck hatten. Am meisten aber litten wir unter dem fürchterlichen Durst, nachdem wir nicht mehr genug Lebenswärme hatten, um den Schnee auf unseren Körpern aufzutauen.

Wir besaßen einige Jindböhler, und wenn wir den Durst nicht mehr ertragen konnten, machten wir ein Feuer, mit Hilfe von Kienrindensäuren und Holz von unseren Schlitten, und schmolzen eine Tasse Trinitrotter, die wir tranken.

Der Saft, den Quanaag alle Tage brachte, verschlug nur wenig. Darum war es gut, daß unsere Magenfüße so einschrumpften, daß schon ein einzelner Bissen uns ein Gefühl von Sättigung gab. Wir brauchten so wenig, so wenig um zu atmen; unser Puls schlug ganz langsam, und unser Verstand war so schwach, daß man ihn bisweilen kaum fühlen konnte.

Die letzten Tage, die der große Dumangapit lebte, verwirrte sich sein Verstand. Er sang viele Gesetzklieder, und wenn wir seine Töne zu verstehen verstanden, ließ er das kostbare Wasser zurück und sang nur noch wider.

Zu unserem Entsetzen begannen sich jezt auch Quanaags Verstand zu verwirren. Halb Tage lang lag er ohne Bewußtsein da und sang ebenso wie Dumangapit, und dann waren seine Augen ganz weiß und stammten in dem frohigen, ockerfarbenen Gesicht. Wenn er darum hin und wieder auf seinen Heiserjahren lange ausblieb, überkam mich große Angst um sein Schicksal. Er war mein ältester Sohn und der einzige, der uns retten konnte.

Aber die Zeit verging und es kamen keine Schlitten, die uns Hilfe brachten.

Eines Tages, als ich Quanaags kleinen Sohn nicht mehr mimmern hörte, fragte ich die Mutter: „Ist dein kleiner Sohn tot? Ich hätte ihn nicht mehr?“ „Ja, ich habe ihn erdrosselt, ich konnte ihn nicht länger leben lassen“, antwortete die Mutter und drückte in Tränen aus.

„Oh, du hast den armen Kleinen getötet!“ rief ich aus. „Ich glaube, daß du gern mit ihm leben wolltest!“ „Geht du mit einer armen, verzweifelter Mutter ins Gericht?“

„Mein, nein!“ beistete ich mich zu legen. „Wie könnte mit das einfallen. Ich frage nur.“

Eines Tages im April, als sie wie gewöhnlich lagen und auf Rettung oder den Tod warteten, hörten sie einen Laut, bei dem sie aufstehen und ein schwaches Gewimmer ausstrichen, das Freudentöne vorstellen sollte. Handgebell hatte durch die Stille geklungen, und jezt hörte man deutlich Schlittenfüße, die über Eis glitten. Endlich, endlich kamen Schlitten, die sie zu Menschen zurückbringen würden!

Sie verdrückten sich zu erheben, aber fielen nur durchnäher, sie taumelten zum Ausgang und wenn es glückte, über die Hüfte zu kommen, sah, daß es zwei fremde Eskimos waren. Raum aber hatten diese die fürchterlichen, lebenden Skelette erblickt, die aus der Hütte gestiegen kamen, als sie von Entsetzen gepackt wurden und mit ihren Händen lehrten machten.

Nichts wird zwischen Eskimos so gefährlich wie Menschenfresser, man betrachtet sie mit abergläubischem Schrecken. Da nun das fürchterliche Aussehen der armen verzagerten Menschen bei den beiden Fremden den Verdacht erweckte, daß sie in ihrem Untergrund noreinander lebten, flüchteten sie Hals über Kopf, ohne zu helfen.

Es war, als ob es ihnen jezt erst klar würde, wie schrecklich sie aussehenden mußten, wie mißhandelt, wie schrecklichfrohend. Am letzten Nachmittag nach Quanaags Tod, Katalipats Mann. Die Entdeckung hatte ihm seine letzte Kraft genommen.

Dann vergingen wieder viele Tage — Tage mit Warten und Nichte mit Leiden — schließlich aber kam die Rettung.

Der alte Merquias hatte sich aufgemacht, um nach seinem Sohn und seiner Familie zu suchen und fand sie als erschrockene, verzehrte Leiden.

Die einzigen, die noch lebten, waren Kulapaf und ihre Kinder. Sie belamen Speck und Fleisch, und bald tauchten die flackernden Flammen der Lampen ihre steilen Glieder auf und brachten sie zum Leben zurück.

Während aber sonst alle Widersprüche hier oben leicht genommen werden und „im Gespräch vergehen“, sobald man wieder „mitten in der Breite des Lebens“ ist, so haben die schrecklichen Tage dieser beiden Monate jezt tiefes Merkmal Kulapats Sorglosigkeit hinterlassen, daß sie noch immer erschauert, als stünde sie mitten im Kampf mit dem Tode, wenn sie an jene Tage und Nächte zurückdenkt, die in endloser Verzweiflung ineinanderfloßen.

Die Stille der Nacht hat sich über die Ansiedlung gesetzt. Wir sind die einzigen, die wachen, nicht ein Laut dringt in unsere warme Steinhöhle. Wie die Kulapaf, die ihre Erzählung beendet hat, erhebt sich langsam von der Brüstung und zieht sich die Stiefeln an. Dann schneidet sie ein Stück Walzschiff ab, das auf der Seitenbrüstung liegt, und kriecht aus der Hütte hinaus.

Ich lege mein Auge auf ein kleines Guckloch im Darmfelsenfenster und sehe sie drinnen im Mondschein langsam über die Hügel zu einem Steinhaufen gehen, wo ihr letzter Mann begraben liegt. Lange steht sie über die Steine gebeugt und murmelt eine Formel; dann legt sie das Fleisch ins Grab.

Das alte Mondmännchen, das das Leben in ihrem kalten, barocken Land liebt, bringt dem Toten ein Opfer, auf daß es ihr gut gehe, wenn sie ihre Wanderung einigt in den ewigen Jagdgebirgen fortsetzen soll.

Bunte Zeitung.

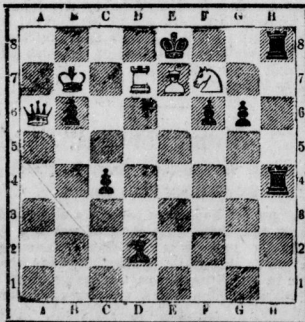
Die Zukunft der deutschen Sprache.

Daß unsere Vorfahren ein anderes Deutsch gesprochen haben als wir, daß sich die Sprache fortwährend modelt und ständig in der Entwicklung begriffen ist, weiß jedermann. Nun ist die Entwicklung der Sprache aber nicht etwas ganz Regelloses und Willkürliches, sondern geht nach bestimmten Gesetzen vor sich, und da wir diese Gesetze kennen, so schreibt die illustrierte Halbmonatsschrift „Das Wissen“, ist es möglich, daß wir uns annähernd einen Begriff davon machen können, wie sich unser Deutsch weiterhin gestalten wird, wie es etwa ums Jahr 2000 aussehen und sich anhören wird. Ein Sprachgelehrter lautet, daß ein härterer Laut, der zwischen zwei Vokalen steht, um eine Lautstufe weicher wird. Ein p wird zu b, ein b zu m. Ein t wird in g verwandelt und so fort. Im Mittelhochdeutschen sagte man also wie gleich Weis, im Genetiv aber Wibes; oder Pip, d. i. Leib, aber libes. So wird jezt ziemlich das b mit der Zeit erweicht werden und zunächst da, wo es zwischen zwei Vokalen steht, zu einem m werden. Unsere Entel werden bezeichnen: das Weis, des Weimes, und conjugieren: ich reimte, du reibst; er schreibt, geschriewen. Noch späterhin wird das b bezw. w wahrscheinlich ganz wegfallen. Der hochdeutsche sagt Schot, Schein und schreibt Eos und Stein. Sicher wird die Orthographie sich endlich dem Sprachgebrauch anschließen müssen. So wie man heute Schnee, Schloß, verschweigen schreibt, wird man später schtauen, schterben. Denn ursprünglich stand überall nur ein l. Es hieß Eneo, lit, verschöten. Die Endungen wurden abgeschwächt. Wir sagen nicht mehr Schreue, auch nicht mehr Kraus, sondern Krau. Und der Kroch jezt weiter. Der Dativ verkümmert sein e; nach wird es in der Schule gerügt, wenn der Schüler definiert „dem König“ statt dem Könige, oder zwei Generationen später wird man es nicht mehr rügen. Die Endung „er“ wird meist nicht mehr ausgesprochen, sie klingt wie a: Vata, Muffa, Trompeta, und einst wird man auch so schreiben. Unser Deutsch wird den Nachkommen recht wohlklingend erscheinen.

Schach.

Bearbeitet von Max Weiß.

Aufgabe Nr. 2190
von Chr. Christensen.



Weiß zieht und gibt in drei Zügen matt.

Weiß: Kd7, Dd6, Td7, Lc7, Sf7.

Schwarz: Kc8, Th4, Hc, La2, Bb6, c4, f6, g6.

Partie Nr. 2199.

Gezogen im Frühjahr 1915.

Weiß: Eduard Lasker. — Schwarz: E. Mikelsen.

Spannendste Partie.

- 1. d2-d4 7. g1-g3
- 2. e4-e5 8. f7-f5
- 3. g2-g3 9. b7-b6
- 4. e2-e3 10. Lg8-g7
- 5. Lh1-h2 11. Sg8-f6
- 6. f3-f4 12. Lf7-e7
- 7. Sf1-c3 13. O-O
- 8. e4-e5 14. Ld7-b4

Weiß empfahlenswerter erachtet uns Sa6.

9. Sc1-d2	Lb4xg3
10. Ld2xc3	e6xc5
11. d4xc5	Sg8-d7
das nachfolgende g5 würde mit 12. Le4, d6, 13. Sg5 beantwortet.	
12. Ld3xh5	Ld5-b7
13. Dd1-b3+	Kg8-h8.
Mit 13. ... d5 würde 14. Sg5 folgen.	
14. Ta1-d1	d7-d6
15. Sg3-g5	Dd8-d7
16. Sg6-g5	Ld7-h6
Der anschließende Fehler. Der imletzt vorherige Zug war Td8, dem nach 17. Lx6, Dx16 18. Sc7, Dx15 19. Sg6, Lg2 20. Kd2 Dd4 war die Partie remis.	
7. Sg6-d8!	Lb7-d5!
18. Sd6x7+	Dd7x7
19. Dd8-d7	Sd8-d7
20. b2-b3	Ld5-b7
21. Ld1-d4	Sd7-c6
22. Ld4-b4	Ld7-h6
23. b3-b4	Sd5-c6
24. Td1-d1	Td8-b8
25. e3-e4.	

Nach dem American Chess Bulletin folgte noch 25. ... d5? 26. Sg5 27. L4 und Schwarz gab auf.

Molle und das Schach.

Von E. Uemelung.

Unser berühmter Feldherr ist bekanntlich ein eifriger „Schach“ gewesener Als er 1838 in den Orient reiste, wurde er dem Sultan Mahmud vorgeführt, der ihn jezt auszeichnete und ihm einen reichhaltigen Urlaub auswirkte, monten! Möchte lange Zeit als Ratgeber dieses Herrschers bei dessen beschäftigten Formen im Kriegsspielen wirkte. Er soll dem Sultan in dem damals neuerfindenden Kriegsspiel unterrichtet haben und mag ihm dabei nähergetreten sein. Einigen Angaben zufolge war letzteres Kriegsspiel eine Art des Schachs, die Molle selbst erfunden hatte. Es trennte dabei eine Schachwand die beiden Parteien des Schachbretts voneinander ab — Weiß und Schwarz sollten dabei nun zunächst durch eine Reihe von Zügen die von ihnen erlommene bestimmte Aufstellung aller eigenen 16 Steine —, dann eintweder die Schachwand weggenommen und die regelrechte Partie begann. Als Schachspieler soll sich Graf Molle schon in den dreißiger Jahren ausgezeichnet und namentlich in einem Ca6 in Raizo einen türkischen Kaiser, den künftigen dortigen Schachspieler, mit Heichtigkeit bestochen haben. Dies berichteten mehrere Zeitungen der Güterzeitung des am 28. Oktober 1890 im ganzen Deutschen Reich jeztlich benagene neunzig Geburtstages des berühmten Schachspielers. Doch scheinen die Angaben über Molle als Erfinder des eben erwähnten „Kriegsspiels“ die erwiderte Zuverlässigkeit nicht zu besitzen. Wohlgeht laut jemand aus dem umfangreichen Briefwechsel des Feldherrn näheres feststellen.

Bismarck und das Schach.

In einem Briefe an seinen Jugendfreund Molle, einen ausgezeichneten amerikanischen Geschichtsforscher, aus den liebsten Jahren schrieb v. Bismarck: „Sowie ich wieder in der Stadt (d. h. Berlin) bin, wollen wir uns wieder in Logiers Haus an eine Schachpartie setzen.“ „Heber Logiers Haus d. h. die Wohnung Molles in Berlin, gibt uns ein anderer Brief Bismarcks die erwiderte Auskunft: „Ich gehe nie an Alt Logiers Haus in der Friedrichstraße vorüber, ohne an den Fenster emporzuheben, die geschmückt zu sein pflegen mit ein paar roter Paratoffeln, welche die Hübe eines Gentleman an die Fensterbrüstung hängen“, der in Dankes-Art jezt, den Kopf nach unten und außer Sicht ...

Es ist wahrscheinlich, daß Bismarck das Schach von seiner eigenen Mutter gelernt hat. Diese war eine ihrer Schönheit und hohen Bildung wegen jezt gefeierte Dame und hatte als eine Meisterin des Schachspiels wie als musikalische Künstlerin angekannt. Augenehmlich hind die Liebe zur Musik wie die Lust am Schachspiel durch die Mutter auf ihren großen Sohn vererbt worden.

Preis-Rätsel.

Besuchskartenrätsel.

Ernst Jagelbas

Rom

Die Umstellung der Buchstaben auf der Karte ergibt den Beruf des Herrn.

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 47:

HOMER

Richtige Lösungen sandten rechtseits ein:

- B. Deime, Charlotte Hoffmann, Otto Kolbe, Marzha Busch, Charlotte Besser, Ella Bellian-Grimshelm, R. Dietrich, Marzha Baus, Selma Brudwig, Maria Grotzsch, Günter Giese, Gustav Grunke, Hans Harnier, E. Gelfe, Benn Großhilde-Wiedemann, Walter Hähne-Pausonoff, Kurt Hartwig, Frau R. Seife, Elf Fummel, Rudolf Vogel-St. Ulrich-Wildhelm Ella Daule, Paul Dietrich-Rajfel, Lehrer Hebel-Willich, Hans John-Namumba, Alfred Rasch, M. Kraus-Gelebele, Elisabeth Roth, R. Klee-mann, Werner Kirßen, Frau Johanna Krausmatt, S. Liebe-Wertm, Erik und Kurt Linde, Heinz Müller, Frau Maria Müller, G. Mendel, Maria Müller, Hilde Wobert, Helene Matzka, Margarete Nebe, Ella Rebold, Walter Rasch, Silbergard Risch, Paul Richter, Karl Ritter (a. St. im Felde), B. Saefle, Charlotte Sparmann, Heinrich Samuel, Günter Schab, Olga Schab, V. Schaefer, Charlotte Schach, Margarete Ulrich, Käthe Niemes, Paul Thoenke (a. St. im Felde), Edmund Zuchold, Ilse Bierler-Corbeira, Walter und Elisabeth Gorat, Ilse Dertling.

Preis erhielt B. Deime hier, und zwar:

„Meine Frau und ich“ von Heinrich Schalling.

Nachträgliche Lösungen gingen ein:

Käthe Niemes, Alfred Doenecken-Diemit.

Rätselstellungen ausrollen, wenn sie blühtet haben sollen die nächsten Donnerstags mittags in unserer Samstagsblätter abgegeben sein. Die Aufsätze „Rätselstellungen“ tragen und mit der neuer Adresse versehen sein, auch empfiehlt es sich, das Alter der Einsender anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.